

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 29 (1939)  
**Heft:** 33

**Artikel:** Die Eichenfuhr [Schluss]  
**Autor:** Marti, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648242>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Eichenfuhr

Erzählung von Ernst Marti

(Schluß)

Die Winterstürme hoben an, wandelten das Moos in eine unwirtliche Wüste und bannten die tatendurstige Jugend in die Schultube. Die Unterweisung begann. Der Pfarrer stand in straffer militärischer Haltung vor seiner Klasse. Er galt als strenge. Doch wie durch die Riten eines Rolladens freundliche Sonnenstrahlen dringen, so leuchteten durch sein barsches Wesen Humor und Herzensgüte. Auf diese Weise gewann er die besten Elemente in der Schar und sein erzieherischer Einfluß machte sich heilsam geltend. Aber für jede seiner Stunden, die je weilen auf den Vormittag fielen, mußte er so viel Spannkraft aufbieten, daß er sich nachher müde fühlte.

Als nun einmal ein schöner Wintertag seinen milden, blauen Glanz über die Landschaft breitete, beschloß Herr Steinhäusli, frische Luft zu schöpfen und stieg rüstig den Rain empor, der zum Burgerwald, der mächtigen Rückendeckung Eischendorfs, führte. Den Eingang bildete ein wohlbesetzter Eichenbestand, der sich liebevoller Schonung erfreute, weil von ihm noch kein Tribut an den Bau von Eisenbahnen verlangt wurde. Aus dem lichten Vorhof der Buchen führten dann die Pfade in die dunkeln, geheimnisvollen Hallen des Tannenforstes. Feierliche Stille umging den Wanderer, aber nur eine Zeitlang; denn plötzlich ertönten kräftige Männerstimmen. Sie kamen aus einer nahen Waldlichtung. Hier standen die Eischendorfer Bürger im Ring; sie waren gerade im Begriffe, ihre Verhandlungen zu schließen. Nachdem dies ohne besondere Förmlichkeit geschehen, ging der Obmann dem Pfarrer entgegen, begrüßte ihn und lud ihn zu einem Rundgang durch den Gemeindeforst ein. Es war jener Greis, der sich im Herbst auf dem Heimweg von der Moosweide als guter Berater erwiesen hatte. Jetzt entfaltete er in noch reichem Maße seine trefflichen Eigenschaften: Die Vertrautheit mit der fachmännischen Forstpflanze, die Liebe zur Sache, kraft deren er gleich einem Feldherrn, der die Soldaten persönlich kennt, einzelne Bäume mit besondern Merkmalen mühelos fand und von Förderung, wie auch von Hemmungen in ihrem Lebenslaufe mit innerer Anteilnahme berichtete. Mit Schwung und edler Wärme verteidigte er den Einwendungen des Pfarrers gegenüber Recht und Wert eines solchen Bürgergutes. Er legte dar, welch große Wohlthat die Anteile an der Weide und die Holznutzungen für die wirtschaftlich Schwachen, für Witwen und Betagte seien und wie auch manchem jungen Haushalt Bestand und Aufkommen erleichtert würden. Er stand einen Augenblick still, um Atem zu holen: „Hiefür nur ein Beispiel: Ihr kennt den Bannwart im Oberdorf, sein Weitschi geht ja zu Euch in die Unterweisung. Der hat mit nichts angefangen. Der Bürgernutzen half über den bösen Anfang hinweg. Dann bekam er den Gemeindeposten. Der alte Müllermeister war sein Freund und half ihm dazu. Jetzt geht es in dieser Haushaltung gut.“

Ueber das Antlitz des Herrn Steinhäusli glitt ein Lächeln. . . . . Geschah es wohl aus Dankbarkeit, daß Züsli, so oft der Müllerhans auffagen oder antworten mußte, das Köpflein nach der Richtung des nicht allzu gewandten Sprechers drehte? Eines stand fest: Weide und Wald bildeten die Kraftquellen der Eischendorfer, Wald und Weide halfen mit, die Schicksale der Dorfschaft zu bestimmen.

Ihrem wohl begründeten Bürgerstolz verliehen die Eischendorfer etwa alle Jahrzehnte einmal symbolischen Ausdruck. Das geschah in Form eines Volksfestes, Eichenfuhr geheißen. Mit Spannung sah die Pfarrfamilie, die nun schon sechs Winter in der Gemeinde zugebracht hatte, der viel geschilderten Frühlingsfeier entgegen. Ein Maientag, der seinem Ruf und Namen alle Ehre machte, zog aus dem frischgrünen Buchenwald im Osten des Dorfes über das Gewirr der Strohdächer und das weite Moos dem Jura entgegen, für den er auf den Abend hin reichen Vorrat leuchtenden Goldes bereit hielt. Von zwölf Uhr an glich

das Dorf einem Bienenstock, aus dem ein Schwarm stöft. Ueberdies strömten auf allen Straßen und Pfaden Gäste heran. Raum vermochte der Platz zwischen dem „Röfli“ und dem „Hirschen“, den beiden Herbergen, die einander mit nicht ganz ungezwungener Freundlichkeit in die Fenster sahen, die stets noch wachsende Menge zu fassen. Verrittene Zugsordner rückten auf. Nicht ohne Mühe gelang es ihnen, durch Spalierbildung freie Bahn zu schaffen. Endlich standen sie, Schulter an Schulter gedrängt: Männer in elbelen Speckseitenkutteln, ältere Frauen, die vorsorglich noch Winterkappen trugen, Töchter im Schmuck der blendend weißen Hemdärmel, der Gollerketten und der zartfarbigen Seidenschürzen, Jünglinge in kurzen, rotverbrämten Wämsern, kleine Mädchen in steifgestärkten Röcklein und kraushaarige Knirpse in Zwilchkleidchen.

Auf der Terrasse stand eine Gruppe, die vieler Augen anzog: Vier oder fünf Greise, unter ihnen der Obmann. Die trugen noch das alte verschwindende Eischendorfer Bauernkleid: Bludrige, faltenreiche Hosen mit messingenen Schnallen von weißgrauer Farbe. Einen malerischen Gegensatz hiezu erzielte die schwarze Kutte mit den purpurn leuchtenden Nähten. Das weite Gewand barg Taschen, in denen sich eine schöne Zahl blanker Taler verstaute ließ. Es war die Tracht derer, die es hatten und vermochten.

Nun aber wandten sich, wie auf Kommando, all die grun-drigen Nasen mit den schaulustigen Augenpaaren nach dem Mühlegägli, aus der die berühmte Eichenfuhr emporstieg. Flotte Vorreiter eröffneten den Zug, wadere Trompeter brachten sich ob dem Blasen eines Soldatenmarsches fast zum Pläken. Dann folgte der stärkste Wagen, den man hatte aufstreifen können, ein Ungetüm mit extra breiten Rädern. Auf ihm ruhte gleich einem in gigantischem Kampf gefallenen Riesen der von der Bürgergemeinde gestiftete Stamm, dessen Stockdurchmesser auf sechs Schuh geschätzt wurde. Dem Schmuck der maienfrischen Guirlanden und Sträuße gegenüber nahmen sich die Zweige welken Efeus, die den Strunk umrankten, recht dürftig und traurig aus. Die gewaltige Last wurde von acht Rossen, auserlesenen schönen Rotgrauen, anscheinend mühelos gezogen: Prächtig war die Beschirung: Aus den glänzend schwarzen Kummerten ragten die mit gelben Nägeln besetzten Krummscheiter. An all dem Lederzeug war allerlei Zierat befestigt. Hier baumelte ein Messingkamm, dort funkelten als winzige Nachbildungen des Tagesgestirns sorgsam gepuzte Messingscheiben. Das Handpferd trug als Auszeichnung ein Dachsfell. Im Sattel saß Müllerhannes, der den Oberbefehl über die ganze schwierige Fuhrwerkerei kundig übte. Das Fuder wurde allgemein bestaunt. Die Bauern aus einem benachbarten Gebiet stiller Weiler und Einzelhöfe murmelten sich zu: „O, diese Eiche, die zeigt, was der Eischendorfer Bürgerwald wert ist!“

„Und diese Pferde, die Eischendorfer sind halt Kössler und wissen ihre Weide zu nützen.“

Es war fast schade, daß dieses geschlossene Bild stolzer Kraft durch ein Drum und Dran von Mummenschanz, närrisch Verkleiden, die auf einem lottrigen Karren saßen und ein Eseln trieben, nicht bereichert, sondern verwirrt wurde.

Besser in den Stil des Ganzen paßte eine Ergänzung, die nach vollendeter Rundfahrt durch das Dorf auf dem Hauptplatz geboten wurde.

Auf die hölzerne Tribüne, die inmitten der Zuschauer stand, schwang sich ein geschmeidiger Bursche, der in der Hand einen Fährreifen trug. Er ließ sich ein bis zum Rande gefülltes Glas Wein reichen, und setzte es auf den eisernen Ring, den er nun hoch empor hob und in kühnen Schwingungen kreisen ließ, mit solcher Kunstfertigkeit, daß der Wein im Glas und dieses auf seinem Plaze blieb. Nach tadelloser Ausführung eines besonders eleganten Bogens rief er mit Heroldsstimme: „Ich trinke

auf die Gesundheit des Herrn David Häuptli, Bürgerobmann.“ Sobald sich der Beifallsturm gelegt hatte, wurde ein anderer Name verkündigt. Es war der Zweck des uralten Spiels, das „Gesundheitsstrinken“ hieß, geachteten Persönlichkeiten eine Ehrung zu erweisen und beliebte Neulinge auf den Schild zu heben. Nach diesen beiden Ideen wickelte sich das Programm ab, in bunter Reihenfolge: „Ich trinke auf die Gesundheit des Herrn Friedensrichter Bogner“, nach einer kurzen Pause: „Ich trinke auf die Gesundheit des Herrn Johannes Lehner, Sohn, in der Mühle.“ Daß die glückliche Mutter des Gefrönten dem jungen Maientag zum Trotz strahlte, versteht sich leicht. Doch ging es alsbald wie bei einer Mondfinsternis. Es legte sich über ihr rundes Antlitz ein Schatten. Nach jeder ausgebrachten Gesundheit schritt nämlich eine Ehrenjungfrau auf den Helden des Tages zu und befestigte ihm ein Blumensträußchen ans Knopfloch. Bei dem Friedensrichter hatte dies die Tochter des Köhliwirts besorgt. Die kam gewaltig aufgedonnert daher und ihre Gölleketten wogen fast so viel, wie die Fesseln des sagenhaften Gefangenen von Chillon. Bei Müller Hans kam Bannwarts Züsli an die Reihe, schmuck, aber schlicht angetan. Nur gleich



FRÉDÉRIC BAZILLE 1868: La vue du village.

Reproduktion eines der Meisterwerke aus dem Museum von Montpellier, die noch bis Ende August in der Berner Kunsthalle zu sehen sind. Kein Kunstfreund läßt sich diesen einzigartigen Kunstgenuß entgehen.

wenigen dünnen Strähnlein glitten die silbernen Ringlein über das schwarze Nieder herab.

Das liebliche Bild verlockte den Gesundheitstrinker zu einer eigenmächtigen Abweichung vom Programm. Er schwang den Reif besonders kühn und tat kund: „Ich trinke auf die Gesundheit des Herrn Jakob Loosli, Bannwart!“

Die Mehrheit jubelte, eine Minderheit fühlte sich zurückgesetzt und übte Kritik. Die Müllerin behauptete plötzlich, sie wolle heim, sie bekomme vom langen Stehen kalte Füße . . . Sie versäumte nicht mehr viel. Das Fest ging zu Ende. Die Menge zerstreute sich, um entweder heimzugehen oder die Wirtshäuser im Sturm einzunehmen.

Ein Jahr später gab es zu Lischendorf Pfarrwechsel. Die Leute erzählten sich mit Bedauern, doch auch nicht ohne Stolz, Herr Steinhäusli sei nach Bern, an die „große Kirche“, berufen worden. Für die Scheidenden nahm nun das tägliche Mitleben der Dorfschicksale ein Ende. Daß die Verbindung nicht ganz abgerissen wurde, dafür sorgte eine Eierträgerin, die fast jeden Dienstag an der Herrengasse vorsprach und zu ihrer Ware brockenweise Neuigkeiten dreingab.

Im Mittelpunkt stand die Liebschaft zwischen dem Müllerssohn und dem Bannwartstochterlein. Die Berichte lauteten so wechselvoll, wie Wetterbulletins und waren kurz gefaßt, da es die Gremplerin stets eilig hatte.

„Die Müllerin läßt das doch nicht zu; sie will eine Reiche haben . . .“ Acht Tage später: „Viele meinen, der Junge zwänge es, er habe noch den härteren Gring . . .“ Ein ander Mal: „Alles redet davon, wie die Müllerin wußt getan und wie Hans gedroht habe, daß er Handgeld nehme, wenn er das Züsli nicht freien dürfe.“

Einmal, anfangs März, trat die Händlerin über die Küschenschwelle des Pfarrhauses und preßte die Lippen aufeinander, daß ihr von Frostausschlägen umgebener Mund ausfah wie ein versiegeltes Buch, das Geheimnisse birgt.

„Und, was gibt's Neues in Lischendorf?“ fragte die Pfarrerin.

„Aparti nicht viel, der Müllerhannes ist krank . . . Auf die Kälte herab hat der Bach Treibeis geführt. Hans mußte im Wasser stehen und wehren; er ist erkältet und soll nun eine Lungenentzündung haben.“

„Er wird's schon überstehen, jung und stark, wie er ist“, meinte Frau Steinhäusli.

Am nächsten Dienstag brach die Gremplerin, ohne anzuklopfen, in die Wohnstube ein, wo die Pfarrerin am Nähtisch saß . . .

„Wißt Ihr's schon, ach, denket, am neunten Tag der Krankheit ist der junge Müller gestorben und gestern beerdigt worden . . . Denket, was sie erzählen . . . Als die ganze Masse von Leuten vor dem Hause stand, da wurde Züsli von der Leichenbitterin in die Stube gerufen, wo die Verwandten saßen . . . soviel habe ich selbst gesehen, mit eigenen Augen . . . Und drinnen habe die Müllerin das Meitschi obeneingenommen (umarmt) und dabei zum Erbarmen geschluchzt. Davon redet jetzt alles zu Lischendorf und die Leute machen zwei Häuflein. Die einen sagen, sie habe in letzter Zeit doch im Sinn gehabt, die Heirat zu erlauben, die andern meinen ‚nein‘, aber es reue sie halt jetzt.“

Frau Steinhäusli wischte die Augen: „Sei dem, wie's wolle, das Züsli ist ein Armes. Wenn ihm nur der Kummer nicht das Herz bricht!“

Das verwiterte Antlitz der Gremplerin nahm einen merkwürdig herben Ausdruck an und prophetisch klangen die Worte: „Nun geht's bei uns bald wieder hinaus auf die Zelgen und ins Moos. Bannwarts haben neues Lehenland empfangen, das gibt Arbeit genug. Mit Werken den Kummer verwerfen, so ist das Brauch zu Lischendorf.“

„Der Himmel gebe dazu die nötige Kraft“, erklärte die Pfarrerin, „auch hier gilt die Wahrheit:

„An Gottes Segen ist alles gelegen!“